

PREDIGT HILDESHEIM, 13.n. Trinitatis, Mk.3,31-35, St. Andreas

31 Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen.

32 Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir.

33 Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder?

34 Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder und meine Schwestern.

35 Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Liebe Gottesdienstgemeinde, liebe Schwestern und Brüder, liebe geistliche Familie, das ist ein starkes Stück Religion, was wir hier geliefert bekommen. Schwer zu hören, wenn man es auf die eigene Situation überträgt. Ausgesprochen anstößig das Ganze. Stellen Sie sich vor, Sie wären Mutter, Bruder oder Schwester und würden von Ihrem lieben Sprössling oder Geschwister so abgebügelt – was würden Sie tun? Sich einfach trollen? Mit Empörung das Recht der Familie einklagen? In die Versammlung fahren wie eine Furie, nach dem Motto: das wollen wir hier doch mal sehen, wer mit wem verwandt ist? Wie auch immer: diese Geschichte setzt eine fundamentale menschliche Selbstverständlichkeit außer Kraft, daß nämlich Familienbande allen anderen Verbindungen vorangeht, gemäß dem Sprichwort: „Blut ist dicker als Wasser“.

Übrigens, das gehört nun in die Abteilung Bildung am Sonntagmorgen: dieses Sprichwort hat ursprünglich eine ganz andere Bedeutung und kommt, wie so vieles, aus dem Rechtswesen. Die Originalversion lautet: Blut ist dicker als Tinte, aus folgendem Grund: wichtige Verträge wurden in archaischer Zeit mit Blut unterzeichnet und später mit Tinte, und die Gültigkeit und Verlässlichkeit von geschlossenen Vereinbarungen, die mit Blut geschlossen waren, hatten gewissermaßen eine höhere Würde und Belastbarkeit als die mit Tinte. Man hat heute noch einen Rest dieser Empfindung in Gebrauch, wenn zu besonders feierlichen Vertragsabschlüssen besonders feierliche Schreibgeräte und besondere Tinte verwendet wird.

Aber zurück zu unserer Szene. Es ist in allen Kulturen der Menschheit ganz selbstverständlich, daß Eltern und Geschwister Vorrang vor allen Freunden, Nachbarn und anderen Zeitgenossen bekommen. Dafür gibt es sogar eigens ein göttliches

Gebot, das vierte: ehre Vater und Mutter, damit es dir wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Die Geschwister und die Mutter aus Mk.3 können also verbrieft göttliche Gebote in Anspruch nehmen. Aus dem Markusevangelium erfahren wir übrigens auch die Namen einiger leiblicher Geschwister: die Brüder Jakobus, Joses, Judas und Simon, von den Schwestern, die erwähnt werden, kennen wir keine Namen. Was die Familie von ihm genau wollte, ist nicht interessant, wird jedenfalls nicht berichtet. Interessanterweise fehlt bei diesen Geschichten immer der Vater, Joseph. Der ist nach den Geburtsgeschichten literarisch einfach abhanden gekommen. Die anderen Teilnehmer der Runde verhalten sich auch entsprechend: sie nehmen den Wunsch der außenstehenden Familie auf und rufen ihn heraus in der gewissen Erwartung heraus, er würde sich entschuldigen und kurz nach draußen gehen. So jedenfalls mache ich das immer.

Nichts davon. Stattdessen eine kurze knappe Antwort, in der die ganze Welt neu geordnet wird. Man muß sich das nur einmal auf der Zunge zergehen lassen: „Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“. Punktum. Die anderen, sagt er damit unausgesprochen, sind es nicht, auch wenn sie dem Blute nach meine Brüder, Schwestern und Eltern wären.

Das ist nun ein tiefe Sache. Die Leitfrage lautet: wohin gehören wir eigentlich? Was bedeutet Familie für uns? In welchem familiären Zusammenhang stehen wir, wenn wir einmal genauer hinsehen? Drei Aspekte dazu.

Das ist zum einen natürlich die Herkunftsfamilie. Die Blutsverwandtschaft. Die Familienbande. Der berühmte österreichische Essayist und Kulturkritiker Karl Kraus hat zu diesem Umstand mit feiner Ironie festgestellt: „Das Wort „Familienbande“ hat einen Beigeschmack von Wahrheit“. Willsagen, keiner kommt aus seinem Familiensystem jemals vollkommen heraus, jeder ist bis in seine letzten Empfindungen und Verhaltensformen geprägt und gestaltet durch seine Ursprungsfamilie. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ sagt dazu das Sprichwort. Und: „wie er sich räuspert, wie er sich spuckt, das alles hat er sich abguckt“. Das gilt für die Licht- und für die Schattenseiten gleichermaßen.

Wie das Leben ist und wie man sich darin zurechtfindet und welches die wichtigsten Überlebensinstrumente sind, das erfahren wir zuerst und darin eben auch zutiefst aus unserer familiären Umgebung. Vater, Mutter und Geschwister sind das heimlich-heimische Muster, aus dem wir gewebt sind und bleiben. Selbst die größte verwandtschaftliche Verwerfung macht nicht rückgängig, daß meine Mutter meine Mut-

ter, meine Schwester meine Schwester und meine Tante meine Tante ist. Verwandtschaft ist gesetzt, ist ein Geschick, ist die nicht selbst gewählte Ausgangslage unseres Lebens. Sie ist gewissermaßen eine göttliche Mitgift, die deswegen keineswegs immer schon eine wunderbare Gegebenheit darstellen muß.

Freilich, die Familie ist eine wesentlich rückwärtsgewandte Kategorie. Sie ist das Feld, aus dem wir herkommen, unser Ursprung. Aber sie ist vor allem auch das, worüber wir hinausgehen, in dem wir nicht bleiben sollen. Die Familie treibt uns, wenn es normal zugeht, in einen weiteren Horizont hinaus als den, den sie selber aufmachen kann. Allein der Umstand, daß wir nicht in die eigene Familie heiraten, sondern uns nach außen wenden, belegt die unaufgeregte und einfache Natürlichkeit dieses Vorgangs. Wir dürfen, können und sollen weitergehen als die, die vor uns waren.

Wenn wir uns dieses Sachverhaltes bewusst, wenn wir seiner innwerden, dann wird ein weiterer und tieferer Zusammenhang deutlich: wir gehören nicht nur zu unserer Familie, sondern durch sie und über sie hinaus zu allen Menschen. Es gibt nicht nur unsere Ursprungsfamilie, sondern auch eine Menschheitsfamilie. Wir können nicht nur die lieben, die uns hervorgebracht oder die wir hervorgebracht haben, sondern wir können uns allen zuwenden. Wir haben unser Leben haben zwar von unseren Eltern empfangen, aber dieses Leben gehörte ihnen nicht, es ist nur durch sie hindurchgegangen zu uns, und auch uns gehört unser Leben nicht, auch wir sind nur Gefäße und Teilhaber des Lebens. Wir alle haben gleichermaßen Anteil am Leben, sind Kinder desselben Geheimnisses.

Unsere Familie zweiter Ordnung ist die Menschheitsfamilie. Wir sind als Menschen mit allen verbunden, irgendwie mit allen verwandt, und wir können mit allen anderen in Kontakt treten. In mir wird nicht nur mein Menschsein, sondern Menschsein überhaupt deutlich. Es ist gewissermaßen ein Zufall, warum wer in welchen Zusammenhang geboren wird. Wir haben strenggenommen deswegen auch nicht das Recht, irgendeines Menschen Leben als unser Eigentum zu betrachten oder aber andere Menschen als minderen Wertes einzustufen. Das ist der Hintergrund der Geschichte vom barmherzigen Samariter, der am heutigen Sonntag in der Evangeliumslesung vorgegeben ist.

Dieser Blick fällt uns meistens schwer. Die anderen sind für uns immer auch nicht nur die anderen, sondern in erster Linie die Fremden. Das ist einer der Gründe, warum wir auf dem Globus miteinander nicht klarkommen. Die Erkenntnis, daß wir alle einer Familie entstammen, ist nur selten plausibel, und wenn, ist es furchtbar schwer,

daraus eine Handlung abzuleiten, ohne von den blutsfamiliären Rückzugskräften behindert zu werden. Mag sein, daß den weiteren Generationen dieser Blick leichter fällt, weil die Herkunftsfamilien immer weniger den traditionellen Formen entsprechen und die Ausschau nach zuverlässigen Beziehungen und tragfähigen Freundschaften anders ausfällt als in einer intakten Familie klassischen Zuschnitts. Mag sein – es sieht bislang eher nicht danach aus.

Aber auch dies, die Menschheit als eine große Familie, ist noch ein begrenzter Blickwinkel. Unsere Zugehörigkeit ist damit zwar weit gezogen, aber noch nicht erschöpft. Der Wochenspruch hat schon darauf aufmerksam gemacht: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“. Der Zusammenhang mit unserem Predigttext ist sofort deutlich. Wir sind, das ist nun der dritte Aspekt, nicht nur Kinder unserer Herkunftsfamilien und nicht nur Angehörige der einen Menschheit, wir sind darüber hinaus Kinder Gottes. Unsere Zugehörigkeit ist mit irdischen Kategorien nicht zureichend beschrieben. Etwas in uns gehört zum Himmel, und damit eigentlich wir als ganze Menschen. Wir haben nicht nur eine familiäre Abkunft, sondern auch eine familiäre Zukunft. Uns bindet nicht nur das, woher wir kommen, sondern uns lockt auch das, wozu wir bestimmt sind. Das erklärt die Unruhe unseres Lebens, die bis zum Tode anhält. Das Fragen nach dem Sinn und das Ungenügen an allem, was wir haben können. Die Bestimmung als Kinder Gottes, als Brüder und Schwestern Jesu Christi richtet sich nicht nach hinten, nach unserer Herkunft, sondern nach vorn, auf unsere Zukunft, auf unsere Vollendung.

Dieser dreifache Familiensinn ist aber keine harmonische Angelegenheit. Da geht nicht einfach das einen in das andere über. Es gibt eine harte und unangenehme Kante darin, eine Trennlinie. Jesus spitzt es selbst an einer Stelle im Matthäusevangelium mit den Worten zu: „Wer Vater und Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert“ (10,37). Das hat mit Familienideal und Idylle ja nichts mehr zu tun.

Es geht um einen elementaren Zusammenhang: in dem Augenblick, wo ein Mensch seine Zugehörigkeit zu Gott erkennt, löst er sich aus der Verbindung der Familie heraus, genauer: er wird aus dieser Verbindung herausgelöst. Das bedeutet natürlich nicht, daß er damit beginnt, seine Eltern und Geschwister zu verachten oder beiseite zu tun – das wäre so etwas wie ein Verstoß gegen das vierte Gebot. Die Schwerpunkte werden vielmehr anders gesetzt.

Und das bringt oft Konflikte ins Haus. Das beginnt nicht erst mit Jesus selbst, dem das an anderer Stelle widerfahren ist, und es hört unter den heutigen Bedingungen nicht auf. Eine sehr geschätzte Freundin von uns, die sich entschlossen hatte, in ein evangelisches Kloster zu gehen, stieß nicht nur auf das nachvollziehbarerweise massive Unverständnis ihrer Familie, sondern am Ende auf harte Ablehnung, so daß die Kontakte auf ein Minimum reduziert wurden. Je mehr wir uns Gottes Gegenwart zuwenden, um so freier werden wir gegenüber den Herkunftsbindungen, in denen wir uns befinden. Je tiefer wir erkennen, daß wir niemandem anderes als Gott gehören, um so schwächer wird der Anspruch, den andere auf uns erheben oder geltend machen können. Je mehr wir uns darum bemühen, dem Willen Gottes in unserem Leben nachzugehen, um so fremder werden uns die Motive, die ansonsten die gesellschaftlichen Realitäten prägen und bestimmen.

Liebe Schwestern und Brüder: wir hier gehören nicht als Blutsfamilie zusammen, sondern als Kinder Gottes. Laßt uns darauf sehen, daß wir das nicht als bloße Anredeformel verwenden, sondern gemeinsam unsere Zugehörigkeit zum Himmel entwickeln in einer Gesellschaft, die solch tiefen Zusammenhänge schlichtweg vergessen hat.

Amen.